

MARC RAABE



**SPIEGEL
Bestseller**

DIE DÄMMERUNG

THRILLER

ullstein 

Marc Raabe
Die Dämmerung

Marc Raabe

DIE DÄMMERUNG

Thriller

Ullstein

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

Ullstein Paperback ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein.de

ISBN: 978-3-86493-262-5

1. Auflage 2024

Originalausgabe

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2024

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Gesetzt aus der Aldus nova Pro

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

*Für alle,
die Gerechtigkeit wollen.*



Gerechtigkeit? Ha! Schön wär's. Aber – was ist schon gerecht, wenn's ums Überleben geht?

Zum ersten Mal in meinem Leben hätte ich am liebsten die ›Ich bin doch nur ein Mädchen‹-Karte gezogen und gefragt, ob *das hier* nicht bitte jemand anders machen kann.

Aber es hörte ja sowieso niemand zu.

Ich war mutterseelenallein in einem fremden Land, in einer Klosterkirche irgendwo südlich der Sierra de Gredos. Die Zikaden lärmten da draußen in der Dämmerung, als wollten sie mich jetzt schon anklagen. Dabei lag das Schlimmste noch vor mir. Ich konnte nicht zurück, und kneifen ging auch nicht.

Meine Mutter kam immer, wenn's mal eng bei mir wurde, mit irgendwelchen schlaun Sprüchen um die Ecke. Aber meine Mutter war nicht hier. Überhaupt, meine Mutter hatte mich erst so richtig in die Scheiße reingeritten – entschuldige, aber anders kann ich's echt nicht nennen. Vermutlich würde sie jetzt so was raushauen wie: »Tja, Schätzchen. Wer A sagt, muss auch B sagen ...«

Und ich hatte vorhin verdammt noch mal A gesagt.

O Gott. Musste ich das wirklich tun?

Ich starrte auf das letzte Streichholz. Es lag lose in dem schwarzen Metallkästchen. Die Reibefläche war an dem schmiedeeisernen Kerzenständer mit seinen vielen leeren Halterungen festgeklebt. Meistens brannten hier ein paar Kerzen. Aber an diesem Tag nicht eine einzige.

Ich zögerte.

Die vorletzte rote Linie.

In der Kirche war es so trügerisch still. Nicht so wie draußen, wie gerade eben noch, mit all diesen hässlichen Geräuschen. Hier drinnen war kein Laut, kein Luftzug! – nur mein Atem war zu hören, der sich einfach nicht beruhigen wollte.

Wer A sagt, muss auch B sagen.

Das klingt so leicht. So schön logisch, oder? Als könnte ich all meine Ängste und mein rasendes Herz aus der Gleichung streichen. Aber was, wenn A schon ein Albtraum ist und ich für B in die Hölle komme? Oder ins Gefängnis.

Verurteil mich nicht, ich bitte dich. Nicht, bevor du dir *alles* angehört hast, die ganze Kasette.

Hätte ich etwas anders machen können? Ich meine, noch vor dem A?

Dumme Frage. Na klar, hätte ich. Es hatte ja schon mit dem Sex angefangen. Und jetzt stand ich da, mit meinem Bauch und dir darin.

Auf A folgt B.

Ich riss das Streichholz an.

Mein Atem ging stoßweise und kam als Echo von der hohen Decke der Kirche zu mir zurück, als würde Gott flüstern: Hör auf. Hör auf!

Aber wenn's um Gott ging, wollte ich nicht zuhören. Ich fand, ER war erst mal an der Reihe mit Zuhören. Oder besser: mit ein wenig Hilfe für mich.

Dann zündete ich eine Kerze an und schüttelte das Streichholz aus. Der trockene Docht knisterte leise. Ich starrte in die kleine Flamme. Das Blut rauschte in meinen Ohren, und meine nackten Füße brannten von all den spitzen Steinchen draußen, weil ich gerannt war, ohne jede Rücksicht. Mein Babybauch wölbte sich unter dem Nachthemd und tat weh.

Du warst so merkwürdig still. Als wolltest du es mir nicht *noch* schwerer machen. Als wüsstest du, dass ich eigentlich selbst noch ein halbes Kind war, viel zu jung für all das hier.

Die Uhr tickte, doch ich zögerte immer noch, sah nach oben ins Kreuzgewölbe, wo sich das letzte fahle Licht verlor. Das Monasterio de la Vera verschwand in der Dunkelheit. Die Kronleuchter waren aus, die gespenstisch ruhig brennende Kerze der einzig helle Fleck. *Vela de sacrificio*, Opferkerze, stand von Hand geschrieben auf dem Karton, aus dem ich sie genommen hatte. Wenn das hier der Moment für ein letztes Gebet war, dann eins für dich.

Dafür, dass *du* überlebst.

Darf man auf Hilfe hoffen, wenn man so viel falsch gemacht hat?

Ich hastete die Stufen zum Altar hinauf, stellte das goldene Kreuz beiseite, riss die bestickte Tischdecke herunter. Staub wirbelte auf. Sie war knochentrocken. Gut so.

Ich drehte aus der Tischdecke ein Seil. Dann nahm ich die brennende Kerze aus dem Ständer, eilte zum Ausgang und schützte die Flamme mit meiner hohlen Hand, damit sie auf gar keinen Fall ausging.

Was ich vorhatte?

Ich würde ein Auto anzünden.

Ein Mofa stehlen.

Einen Mann sterben lassen.

Und beten, dass *du* lebst.

Prolog

Dunkelgraues Nichts.

Sophie Bauer ließ das Gewehr sinken. Kaum ein Laut war in der Dämmerung zu hören. Ein dünner Ast knackte unter ihrem Fuß. Ein leiser Flügelschlag, viele Meter über ihr. Dann ein hastiges Rascheln am Boden, eine Maus auf der Flucht, als fürchtete sie die junge Frau mit dem Gewehr. Sophie fand, dass es an ihr eigentlich nichts gab, was zum Fürchten war. *Und wohl auch nichts, das sich zu lieben lohnte*, dachte sie bitter. Zweiundzwanzig, wieder Single und an einem Freitagabend allein im Wald. Sie verbiss sich die Tränen. Das dichte Bett aus Moos und Kiefernadeln ließ ihre Schritte federn. Wenigstens etwas, das sich ein wenig leicht anfühlte. Die Nacht zog herauf, es war überraschend kalt für Anfang September. Nebelschwaden strichen zwischen den dunklen Stämmen hindurch.

Von wegen Büchsenlicht, dachte Sophie. Ja, sie könnte noch den Dreck unter ihren Fingernägeln sehen, bei ausgestrecktem Arm – wenn da Dreck wäre. Oder einen roten von einem grünen Faden unterscheiden. Doch der Nebel machte die Faustregeln für ausreichendes Büchsenlicht nutz-

los. Überhaupt: *Büchsenlicht*. Dass das immer noch so hieß. Sie hatte von Anfang an mit diesem Jägerkram gefremdelt. Eigentlich hatte sie den Jagdschein nur wegen Kai gemacht.

»Schatz, stell dir vor, wir ziehen in der Dämmerung los, allein, mitten im Wald, nur wir beide«, hatte er geschwärmt. »Du wirst sehen, diese Stille, das ist magisch.« Kai war neunundzwanzig, fast acht Jahre älter als sie. Kennengelernt hatten sie sich auf einem Grillabend, sowohl ihr Vater als auch Kais Vater waren Jäger, und sie hatte sich Hals über Kopf verliebt. Und jetzt, wo sie endlich den Jagdschein hatte, war Kai Geschichte.

Sie starrte in den Nebel. Das hier war nicht magisch, es war beängstigend. Eigentlich hatte sie heute mit ihrem Vater herkommen wollen, aber der hatte kurz vorher abgesagt, er sei krank und müsse ins Bett.

Warum war sie überhaupt hier?

Was wollte sie damit beweisen?

Dass sie auch allein jagen konnte? Dass es ihr nichts ausmachte, dass Kai sich vom Acker gemacht hatte? Doch, verdammt! Es machte ihr etwas aus. Auf dem Weg hierher hatte sie für einen kurzen, wütenden, dummen Moment gedacht, es würde ihr guttun, im Wald zu sein. Auf etwas zu feuern. Ihre Wut loszuwerden, indem sie etwas tötete. Und nun stand sie hier, umgeben vom Nebel. Als hätte Gott nicht gewollt, dass sie etwas schießt. Sie kam sich plötzlich so erbärmlich vor.

Seit sie denken konnte, hatte sie den Wald geliebt, diese tiefe Stille, diesen Frieden, das Licht in den Blätterkronen, die Farben im Herbst und die Gerüche. Zum Teufel mit Kai. Wie hatte sie nur auf die Idee kommen können, es wäre romantisch, mit ihm zusammen Tiere zu schießen? Sie schaute auf das Gewehr, und ihr kamen die Tränen. Das verfluchte

Ding war ein Geschenk von ihm, und sie war auch noch so dumm, dieses Teil weiter mit sich herumzuschleppen. Wütend entlud sie es. Die Patrone sprang ins Moos, und sie warf die Waffe weit von sich. Sie wusste, sie würde sie wieder aufheben müssen, sie konnte ja schlecht eine Schusswaffe einfach im Wald liegen lassen. Doch allein dieser kurze Moment ohne das Scheißding fühlte sich an wie ein kleiner Sieg.

Sie lehnte sich mit dem Rücken an einen Baum. Ihr warmer Atem dampfte in der kühlen Luft.

Dann raschelte es hinter ihr. Irgendetwas kam näher, schnell, laut und vermutlich groß. Sie fuhr herum, und das Rascheln verstummte plötzlich. Kaum sechs Meter entfernt von ihr stand ein Wildschwein im Halbdunkel, umgeben von Nebelschwaden, ein ausgewachsener großer Keiler. Seine borstigen Ohren waren steil aufgestellt, seine kleinen Augen wie schwarze Murmeln.

Sophie starrte auf die kräftigen, aufwärts gerichteten Eckzähne, die aus dem Maul ragten. Wenn der Keiler angriff, waren sie ein tödliches Werkzeug. Wildschweine hatten die Eigenart, beim Sturm auf ihren Gegner den Kopf hin und her zu werfen, sodass die Hauer wie Säbel in alle Richtungen keilten. Oft genug wurden dabei Menschen an den Beinen schwer verletzt, erst kürzlich hatte sie in der *Morgenpost* einen Bericht über einen jungen Mann gelesen, der nach einem Keilerangriff im Wald verblutet und danach auch noch von der Rotte angefressen worden war.

Sophie sah rasch zu ihrem Gewehr, das etwa zwei Meter hinter ihr lag. Selbst wenn sie es erreichen konnte, zum Laden würde ihr keine Zeit bleiben. Hinter dem Keiler zeichneten sich die Umrisse von kleineren Wildschweinen ab. Waren das etwa Frischlinge? Die Furcht kroch ihr bis in die Haarspitzen.

Der Keiler grunzte, die Borsten auf seinem Rücken sträubten sich. Dann stürmte er unvermittelt auf Sophie zu. Verzweifelt sprang sie am nächstgelegenen Baum hoch, griff nach dem untersten Ast, schlang ihre Beine um den Stamm und zog sich hoch. Im nächsten Augenblick rammte der Keiler den Baumstamm, quiekte vor Schmerzen und rannte ein Stück weiter, drehte sich um und lief erneut auf Sophie zu. Hastig hangelte sie sich weiter empor, bekam auch mit der zweiten Hand einen Ast zu fassen und hing nun, die Beine um den Stamm geschlungen, mit ihrem Po etwa zwei Meter über dem Boden. Unter ihr lief der Keiler wütend grunzend hin und her. Keuchend vor Anstrengung zog Sophie sich weiter nach oben, bis sie schließlich ein Bein über den Ast bekam und sich darauf setzen konnte. Es war höllisch unbequem, aber immerhin war sie sicher. Vorläufig.

Der Keiler lief grunzend um den Baum herum. Nach einer Weile schien er das Interesse zu verlieren, und sein Radius wurde immer größer, bis er im Nebel verschwand.

Sophie atmete auf, wagte es jedoch nicht herunterzuklettern. Die Dämmerung schritt immer weiter fort, und die Bäume wurden zu schwarzen, undeutlichen Schatten. Über den Kronen schien ein Dreiviertelmond und goss bleiches Licht in den Bodennebel. Sie lauschte in die Stille hinein. Plötzlich erklang ein markerschütternder Schrei. Die Stimme der Frau ging ihr durch und durch.

Was um Himmels willen ...?

Der Schrei verebbte, und es wurde still.

Jedes einzelne Härchen an ihrem Körper hatte sich aufgerichtet.

Wie weit entfernt war das wohl gewesen? Hundert Meter? Zweihundert? Hatte der Keiler etwa jemand anderen angegriffen? Dann brauchte die Frau dringend Hilfe. Sophie

kletterte hastig vom Baum herunter, angelte sich ihr Gewehr und lud es mit zitterigen Fingern.

Die Waffe in ihren Händen fühlte sich plötzlich gut an.

Sie hielt sie schussbereit vor sich und lief in die Richtung, aus der der Schrei gekommen war. Ihre Füße sanken im weichen Moos ein, die Sicht betrug vielleicht sechs, sieben Meter. Das Mondlicht brach in Streifen durch die Wipfel.

Zweiundvierzig, dreiundvierzig ... Sophie zählte ihre Schritte.

»Hallo?«, rief sie zaghaft. »Geht es Ihnen gut?«

Keine Antwort. Nur wieder ein Flügelschlagen über ihrem Kopf und das Knacken von Zweigen unter ihren Sohlen.

Vierundneunzig, fünfundneunzig ...

»Hallo?« Sophies Stimme verhallte im Nichts.

Wo war die Frau? Und wo der verdammte Keiler?

Nach hundertsevenunddreißig Schritten blieb sie stehen. Hob das Gewehr. War da nicht was? Der Baumstamm nicht weit vor ihr sah irgendwie anders aus als die anderen. Unförmiger. Lag es daran, dass der Nebel alles verwischte? Mit dem Gewehr im Anschlag ging sie mit tastenden Schritten auf den Baum zu. Aus dem Stamm schien ihr ein Wesen entgegenzutreten, schwarz und schrundig wie der Baum selbst, ein böser Geist, halb Mensch, halb Tier.

Ihr Zeigefinger klammerte sich um den Abzug, zitterte. Ihre Knie wurden weich. Die Kreatur öffnete den Mund. Sophie machte einen Schritt nach vorn, trat auf eine Wurzel, strauchelte, stolperte vorwärts. Ein Schuss löste sich und zerriss die Stille. Als sie wieder aufstehen wollte, jagte ein scharfer Schmerz in ihren rechten Knöchel. Ein helles, scharfes Fauchen drang durch den Nebel. Sophie rang nach Luft, wollte schreien, doch es kam nur ein Ächzen über ihre Lippen.

Kapitel 1

Das hier konnte nicht gut gehen. Jedenfalls nicht mehr lange.

Aber war das ein Grund aufzuhören?

Er hätte die Antwort auf jede Mauer der Stadt geschrieben.

Von ihrer dunkelblauen Regenjacke, die über dem Stuhl hing, perlten letzte Tropfen. Ihre Füße ragten blass und leblos über die Bettkante.

Er betrachtete ihre Tom-Ford-Sonnenbrille mit den übergroßen Gläsern und ihre Schirmmütze, die beide auf dem billigen Holztisch lagen. Eine gute Tarnung sah anders aus. Aber noch wichtiger war das Handy, wenn es darum ging, nicht gefunden zu werden. Die verdammten Mistdinger waren einfach zu gut zu orten.

Er verspürte den Drang, aus dem Fenster zu sehen, sicherheitshalber die Straße zu checken. Das Gebäude gegenüber. Die Hauseingänge in der Abenddämmerung. Aber – wenn sie jemand beobachtet hatte, dann war es ohnehin zu spät.

Er sah auf sie herab. Flach auf dem Rücken lag sie da, den Körper kaum zu einem Drittel unter der Decke, ein kleines Dreieck ihrer Scham lugte hervor. Ihr Gesicht war unter einem großen weißen Kissen begraben.

Ein dumpfes, lang gezogenes Seufzen drang unter dem Stoff hervor. In ihre Arme kam Leben, sie packte das Kissen an einem Zipfel, zog es von ihrem Kopf und pfefferte es ihm vor die Brust.

»Art Mayer«, stöhnte sie, »du bist mein Untergang.«

Leise lachend schob er das Kissen beiseite.

Sie drehte sich auf den Bauch, schmiegte sich an ihn und legte den Kopf auf den Oberschenkel seines vernarbten Beins. Art saß neben ihr im Bett mit dem Rücken zur Wand und strich ihr durch die Haare. »Retter wäre mir lieber«, sagte er.

»Art Mayer«, sagte sie mit einem Hauch Dramatik, »du bist mein Retter.«

»Schamlose Lügnerin.«

»Okay. Du bist mein Retter *und* mein Untergang.«

»Schon besser«, meinte Art. Ihr Verhältnis zueinander hatte sich in den letzten Monaten verändert, als hätte sich ein Gewicht zwischen ihnen verschoben. Vielleicht hatte es aber auch einfach damit zu tun, dass er ihr tatsächlich das Leben gerettet hatte.

»Wie lange noch?«, fragte sie.

Art sah zum Fenster. »Ist bald dunkel, also etwa eine Stunde noch, bis neun. Hast du ans Handy gedacht?«

»Liegt bei Jeanette, wie immer.« Sie rekelte sich. »Sollen sie doch triangulieren, bis sie schwarz werden.«

»Das war politisch ziemlich inkorrekt«, entgegnete er.

»Wo ist der Art, dem das immer egal war?«

»Sitzt neben Nele Tschaikowski im Wagen und hört sich von ihr etwas über *People of Color* und die negativ konnotierte Verwendung des Wortes ›schwarz‹ an.«

Sie nickte. Politische Korrektheit war ihr allzu vertraut, alleine schon wegen ihres Mannes. Aus demselben Grund war

sie ihr vermutlich manchmal auch etwas zu viel. »Scheint ja ziemlichen Einfluss auf dich zu haben, deine Kollegin.« Sie kniff ihm ins Bein. »Muss ich eifersüchtig sein?«

Art wusste, dass sie nur mit der Eifersucht kokettierte, auch wenn er sich das vielleicht anders gewünscht hätte. »Sie ist schwanger. Ende siebter Monat. Oder achter.«

»Das war keine Antwort.«

»Na ja, sie ist jünger als du. Das wäre vielleicht ein Grund.«

»Mistkerl.« Sie lachte und hob den Kopf. »Hey, was ist *das* denn?« Sie fasste mit der rechten Hand zwischen seine Beine. »Noch mal?«

Er schwieg. Ihre Leichtigkeit gefiel ihm, hatte ihm schon immer gefallen. Schwere brachte er selbst genug mit; sie ebenfalls, aber sie schaffte es trotzdem in manchen Augenblicken fast sorglos zu wirken und nur den Moment zu genießen. Fast als wären sie noch Teenager, wie damals, als sie sich kennengelernt hatten.

Aber war er bereit, sich mit dem hier zufriedenzugeben? Oder machte er sich etwas vor?

»Du scheinst immer noch einiges aufholen zu müssen.« Ihre Finger schlossen sich um ihn und drückten zu.

»Fünfundzwanzig Jahre«, sagte er heiser.

»Also bitte! Du warst doch verheiratet ...«

»Nicht mit dir.«

»Tut mir leid, Herr Kommissar, damit kann ich leider nicht dienen. Damals nicht und heute auch nicht.«

»Wenn wir das so weitermachen«, sagte Art, »kann sich das schneller ändern, als du denkst.«

»Klingt fast, als machtest du dir mehr Sorgen als ich. Oder ist das etwa Hoffnung?«

»Sorge«, erwiderte er, war sich aber nicht ganz sicher.

»O Gott«, stöhnte sie. »Genau deshalb bist du mein Untergang.«

»Weil ich mir Sorgen mache?«

»Weil's dir egal sein könnte. Der BKA-Ermittler und die Frau des Bundeskanzlers. *Wenn* sich hier jemand Sorgen machen muss, dann ja wohl ich, aber du tust es trotzdem. Du warst schon immer so ...«

Er schwieg, während sie nach Worten suchte.

»... keine Ahnung. So ein Dazwischenwerfer.«

»Aha.«

»Der Dazwischenwerfer, der ist mein Untergang.« Sie richtete sich auf, biss ihm sanft in die Brust und arbeitete sich nach oben. Art ergab sich, nahm mit, was er kriegen konnte. Juli hatte nie Zweifel daran aufkommen lassen, dass sie mit Henrik Westphal, dem amtierenden Bundeskanzler, verheiratet war und es auch bleiben würde. Ausgerechnet Henrik, mit dem ihn selbst ein kompliziertes Verhältnis verband. Sie schuldeten sich etwas, gegenseitig. Art hatte eine Zeit lang gedacht, dass sich das auflösen, irgendwann weggehen würde. Aber seine Abneigung gegenüber Henrik wuchs genauso wie das Gefühl einer seltsamen Verbundenheit. Es war keine Hassliebe, die sie verband, aber etwas, das dem nahekam.

Auf dem Nachttisch vibrierte sein Handy.

Juli erstarrte in der Bewegung und ließ von ihm ab. »Ist nicht dein Ernst, oder?«

Art stöhnte und griff nach dem Telefon. »Mayer«, knurrte er.

»Artur Mayer?«, schnarrte eine fremde Männerstimme.

»Ja. Und wer sind Sie?«

»Simonek. Ich hab vor gut einer Stunde Ihre Tochter verhaftet.«

»Bitte, was?«, stieß Art verblüfft hervor.

»Tja, ist immer ein Schock, wenn's zum ersten Mal passiert. Geht allen so. Aber Ihre Göre hat's faustdick hinter den Ohren, das kann ich Ihnen sagen. Sie sollten sich jetzt schleunigst auf den Weg hierher machen, damit Sie das wieder in Ordnung bringen.«

»Das müssen Sie wohl selbst in Ordnung bringen – ich habe nämlich keine Tochter«, entgegnete Art.

Am Ende der Leitung herrschte für einen Moment Stille. »Aber, Sie sind doch Artur Mayer, richtig?«

»Ja, richtig. Aber wie gesagt, ich hab keine Tochter. Ich habe überhaupt keine Kinder. Muss 'ne Verwechslung sein.«

»Die kleine Göre hier sagt was anderes.«

Kleine Göre. Was auch immer das Mädchen angestellt hatte, sie begann Art irgendwie leidzutun. Simonek schien ein ziemlich fieser Typ zu sein. Aber trotzdem – das hier war nicht seine Sache. »Was auch immer sie behauptet, es ist Unsinn.«

Der Mann stieß einen genervten Seufzer aus. »Na, die kann was erleben«, murmelte er. »Nichts für ungut, Herr Mayer. Guten Tag noch.«

»Warten Sie, einen Moment noch«, sagte Art, bevor der andere auflegen konnte. Plötzlich war ihm ein Verdacht gekommen, nein, kein Verdacht, eher eine Ahnung. »Wie alt ist das Mädchen denn?«

»Sieben, behauptet sie. Aber das ändert nichts.«

»Sie verhaften eine Siebenjährige? Wie heißt sie denn?«

»Will sie nicht sagen.«

»Geben Sie ihr bitte mal das Telefon.«

»Ist doch Zeitverschwendung, wenn's eh nicht Ihre Tochter ist.«

»Art? Hallo?«, krächte eine helle Stimme im Hintergrund. »Bist du das? Der will mich nicht gehen lassen.«

»Halt die Klappe, es reicht jetzt«, blaffte Simonek.

Art stutzte. Er hatte die Stimme des Mädchens sofort erkannt.

»Okay«, seufzte er. »Wo finde ich Sie?«

»Was?«, fragte der Mann verwirrt. »Ich dachte ...«

»Sie *ist* meine Tochter«, log Art. »Wohin muss ich kommen?«

Kurz nachdem Art das Hotelzimmer verlassen hatte, stand Juli Westphal auf. Es war kurz nach zwanzig Uhr. Sie musste duschen, doch sie hatte das Gefühl, Art noch auf ihrer Haut zu spüren, und dieses Gefühl wollte sie noch ein klein wenig länger behalten. Er musste jetzt gerade unten an der Tür angekommen sein und trat vermutlich auf die Straße, in den Regen. Sie seufzte und widerstand dem Impuls, ans Fenster zu gehen und ihm nachzusehen. Gott, dieser Kerl hatte es schon vor fünfundzwanzig Jahren geschafft, dass sie Dinge tat, die ...

Es knallte laut, und sie zuckte zusammen. Hastig trat sie nun doch ans Fenster, schob die Gardine etwas beiseite und sah hinab auf die drei Stockwerke tiefer liegende Straße. Inzwischen war die Beleuchtung angesprungen. Eine graue Limousine bremste vor einem älteren weißen Kleinwagen, der umständlich rückwärts einparkte. Aber was bitte hatte da gerade so laut geknallt? Eine Fehlzündung? Ihr Blick fiel auf Art, der in diesem Moment auf die Straße kam und eilig nach links lief, in Richtung der nächsten U-Bahn-Station.

Tochter, dachte Juli, während sie ihm nachsah. Und dann auch noch eine Siebenjährige? Als sie ihn gefragt hatte, was das zu bedeuten habe, hatte er nur abgewinkt.

Gut, sie hatten beide ihre Geheimnisse.

Ein kurzer, heller Blitz auf der anderen Straßenseite ließ sie